

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 184.

Freitag, 8. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Martin seinerseits erklärte, Herr und Frau Reichenhach könnten ihm im Mondschein begegnen; sie interessierten ihn nicht und seien sicher ganz fürchterliche Spiegbürger. Es schien, als ob sich ein häuslicher Streit entspinnen wolle. Da horchte Gina plötzlich auf. Die Flurglocke tönte wiederholt und eindringlich. Es stand aber niemand draußen, und darum wurde die dicke Jenzi abgesandt, unten auf der Straße nach dem Rechten zu sehen. Ganz atemlos kehrte sie bald zurück und berichtete ebenso begeistert wie unklar: ein Wilder in einem Auto sei unten; Frau Hollweck solle zu ihm hinunterkommen, es sei wegen der Zeitung...

Alle sahen sich sprachlos an. „Soll ich?“ fragte Gina zögernd. „Ein Wilder... ich weiß doch nicht...“

„Es ist nur der Schafför“, erklärte Jenzi. „Der andere ist schon weiß, aber eigentlich ist er ganz rot und blau, weil der Schumann sagt, er ist falsch angefahren. Und einen noblen Wagen hat er.“

Gina hatte schon die Türklinke in der Hand.

„Laß mich hinunter!“ rief Martin. „Ich will ihm erst Manieren beibringen.“

„Ob er dann noch einmietet?“ fragte Dr. Mohr mit lächelndem Zweifel.

Aber Gina war schon weg. Sie flog die vier Treppen hinunter, nur das letzte Stück schritt sie langsam und würdevoll und trat hoch erhobenen Hauptes aus dem Haustor. „Was ist denn los?“ fragte sie streng.

Ein Schutzmann, der das Vergebliche seines Bemühens eingesehen haben mochte, zog sich kopfschüttelnd in den Hintertgrund zurück. Aus einem spiegellänzenden, hellgrauen Kraftwagen wälzte sich mit einiger Mühe ein kleiner alter Mann in einem rotschleidenen Anzug, über dessen zornig gerötetem Gesicht ein weißer Haarschopf wie ein Hahnenkamm emporstand. „Piet van Dongern!“ bestellte er, und hielt Gina eine Visitenkarte entgegen.

„Na, und?“ Gina, größer als er, maß ihn scheinbar uninteressiert von oben bis unten.

„Wie von ihm gehört? Kennen Onkel Piet nicht?“ Sein Gesicht wurde freundlicher. „Piet van Dongern aus Bretoria.“

„So?“ sagte Gina ganz ungerührt. Der sollte nicht denken, daß ein bißchen exotische Aufmachung ihr imponierte. „Wollen Sie mir nun sagen, was los ist? Ich bin nicht gewohnt, hier unten Besuche zu empfangen.“

„Ihr Landgut!“ sagte Piet van Dongern, zog seine dicke Brieftasche und begann darin zu framen. Er breitete auf dem Lederpolster seines Wagens eine Reihe von Papieren aus und dabei rötete sich sein Angesicht schon wieder. „Chocolat!“ schrie er seinen Fahrer an, der mit verkränkten Armen, eine in weißes Leinen gehüllte Bronzestatue, geradeaus lächelnd vor dem Steuer saß.

Weiter lächelnd wandte der sich um: „Sir?“

„Habe ich dir nicht gesagt, du sollst das Stückchen

Zeitung hier hereinstecken? Wo hast du es hingetan? Such!“

Seine reichberingten Finger zerstreuten weiter den Inhalt der Brieftasche. Der Schwarze tastete mit schlanken Bronzehänden durch das Chaos. Gina, von einer Schar Gassenjungen umdrängt, sah neugierig zu: Scheds, Ausweise, ein Paß, allerhand Notizzettel, Postkarten, da — „Auf herrlichem Landstz!“... Ihr Injunkt! Gewiß suchte er das. „Bitte“, sagte Gina, lehnte sich über den Wagenschlag, griff mit spitzen Fingern zu und reichte dem holerischen Fremden das Stückchen Papier.

„Suchen Sie dies hier?“ Chocolat grinste nicht mehr und nicht weniger als vorher.

Van Dongern griff hocherfreut zu. „Wundervoll“, bestellte er. „Vielen Dank! Wollen Sie nicht, bitte, hier Platz nehmen?“ Er legte seine ausgestreuten Dokumente mit einer Handbewegung vom Polster auf den Boden, wo Chocolat sie sofort emsig aufzulesen begann, und nötigte Gina, sich neben ihn zu setzen. Sie sah ihn erwartend an.

„Ich möchte bei Ihnen mieten. Preis ist Nebensache. Ruhe alles. Kann keine Hotels ausstehen. Überall Gauner. Bin heute erst wieder bestohlen worden. Goldene Tabatsdoze...“

Chocolat griff lächelnd in die rechte Rocktasche seines Herrn und förderte einen viereckigen Gegenstand zutage, der in der Sonne glänzte. „Braver Junge!“ lobte sein Herr, „wenn ich dich nicht hätte... Na egal. Also: wann kann mein Einzug erfolgen?“

Gina geriet in einige Verlegenheit. Wenn sie an das Seehaus dachte... solche Gäste hatte sie eigentlich nicht im Auge gehabt.

„Es ist sehr einfach dort“, suchte sie zu erklären, „der Hauptreiz liegt in der wundervollen Gegend; uns wenigstens gefällt sie sehr. Aber das Haus, das ist gar nicht groß, auch nicht neu — ich fürchte, Sie sind anderes gewohnt.“

„Zu sehr! Viel zu sehr!“ bestellte van Dongern. „Kann keinen Komfort mehr sehen! Also Mietvertrag?“

„Sie müssen es sich vorher überlegen“, tabelte Gina. „Sie wissen ja noch nicht einmal, wo es ist. Kommen Sie lieber mit mir hinauf. Ich werde Ihnen Bilder zeigen. Sie können auch mit meinem Mann alles ausführlicher besprechen.“

„Über die Treppe? Kann nicht!“

„Dann ist auch das Seehaus nichts für Sie. Die Schlafzimmer liegen dort alle im Obergeschoß. Wollen Sie lieber nicht?“

„Meine Leber...“ suchte der Fremde einzuwenden.

„Der schadet das Steigen nicht, wenn nur das Herz gut ist“, belehrte ihn Gina energisch. „Wenn Sie überhaupt zu uns wollen, so müssen Sie jetzt heraufkommen. Ganz langsam steigen, nicht dabei sprechen, ruhig atmen — es ist ja nur im vierten Stock!“ Sie bedeutete ihm, daß er ihr zu folgen habe. Eine innere Stimme

lagte ihr, daß der Starrsinn dieses Fremden erst gebrochen werden müsse, wenn ein brauchbarer Gast aus ihm werden sollte. Langsam, Stufe für Stufe, schritt sie vor ihm die Treppe hinauf, nicht ohne manchmal stehen zu bleiben und ihm beim Umschauen ermunternd zuzunicken.

„Es geht, es geht!“ rief der alte Mann ganz stolz. Immerhin war er etwas außer Atem, als man die hollwedsche Atelierwohnung erreichte und ließ sich ächzend und schnaubend in den Sessel fallen, den Gina ihm sogleich zuschob. „Einen Kognat?“ fragte eine Männerstimme, und eine hilfreiche Hand hielt ihm alsbald ein gefülltes Glas entgegen. „Unser Freund, Dr. Mohr,“ stellte Gina vor.

„Oh! Ein Doktor! Sehr gut! Und so vernünftig!“ lagte van Dongern, gierig nach der gebotenen Labung greifend. „Noch ein Glas von der Medizin, ja? Haha! Sie sind mein Mann. Komme nächstens in Ihre Sprechstunde!“

Martin trat näher. „Womit kann ich eigentlich dienen?“

„Es ist wirklich wegen des Seehauses!“ rief Gina eifrig. „Herr . . . Herr . . . verzeihen Sie, ich habe den Namen vergessen.“ Und sie sah den Fremden fragend an.

Entzückt malte sich auf dessen Zügen. Er sprang auf, ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie. „Kapital, kapital!“ rief er. „Den Namen vergessen! Kennst Piet van Dongern wirklich nicht! Ich miete. Wieviel wollen Sie haben?“

Gina und Martin saßen mit offenem Munde da. So einfach hatten sie sich das Geschäft nicht vorgestellt. Sie sahen bereits einen Goldregen auf ihr bescheidenes Dach niederprasseln. Dennoch war Martin ehrlich genug zu fragen: „Aber was verlangen Sie Ihrerseits?“

„Daß man mich in Ruhe läßt. Sie kennen mich nicht — das genügt mir. Ich bin Piet van Dongern, Pretoria, South African Diamonds Limited. Wissen Sie jetzt Bescheid?“

Hollweds sahen sich verständnislos an und schüttelten dann beide den Kopf. Der Fremde begann sich vergnügt die Hände zu reiben. „Gut, sehr gut! Ist mir noch nicht oft passiert. Drüben kennt mich jedes Kaffertkind. Und hier ist's nicht viel besser. Im Palasthotel lag alles vor mir auf dem Bauch. Fort! Im Erzelsior lauter Profitmacher, die mich als Aufsichtsrat in ihren lächerlichen Firmen haben wollten; fort! Im Europa standen schon drei Zeitungsmenschen da, die mich ausfragen wollten. Wieder nicht zu machen! Wo ich hin komme, wissen es schon am ersten Tage alle Gauner; ich werde bestohlen, belauert — Hundeleben! Hätte nie herüberreisen sollen in das verkommene Europa. Drüben hat die Bande wenigstens noch Respekt!“ Und er suchte mit einer imaginären Waffe drohend durch die Luft. „Ihr Landjäger ist einsam?“

Gina begann klarer zu sehen. „Das Seehaus könnte ganz gut für Sie passen.“

„Aber ich bezweifle doch,“ warf Martin ein, „ob es für den Herrn nicht zu primitiv ist. Bei den Ansprüchen, die er jedenfalls macht . . .“

„Ach was, Ansprüche —“ schnitt Gina ab. Martin war wirklich ohne jede Geschäftsgewandtheit. Einen solchen Kunden zu entmutigen! „Sagen Sie uns, was Sie haben wollen, und Sie werden es bekommen,“ sprach sie mit der Miene einer gütigen Königin, die obendrein über einen Zauberstab verfügt.

Man einigte sich rasch, denn beide Parteien waren feilschend und unerschütterlich dazu entschlossen. Herr von Dongern bestellte für sich zwei Zimmer — daß ein eigenes Bad und laufendes Wasser so nahe an einem See ganz überflüssig sei, machte ihm Gina mit wenigen energischen Worten klar —, ferner eine möglichst in der Nähe gelegene Garage und eine passende Unterkunft für Chocolat. Wegen der kranken Leber wurde ihm eine besonders geeignete Diät in Aussicht gestellt. Hier sollte um jeden Preis Dr. Mohr, den der Fremde beharrlich für einen Mediziner hielt, seine Ratschläge geben. blieb noch die Frage des Preises. Gina, gewohnt eine bescheidene Gastlichkeit ohne jedes Entgelt

auszuüben, geriet in einige Verlegenheit, als van Dongern, der auf einer Anzahlung bestand, sein Scheidbuch zog und seinen Namen unter eine Summe setzte, die seinen Erfahrungen in internationalen großen Gasthäusern entsprach. „Wann kann ich kommen?“ fragte er dann. „Morgen.“

„Auf keinen Fall!“ rief Gina erschrocken. „Wir müssen doch selbst erst übersiedeln. Ich brauche mindestens zehn Tage. Sobald ich soweit bin, schreibe ich Ihnen!“

„Kabel, bitte! Brieftauben braucht zu lange! Also gut; so long! Mein Hut! Zum Teufel, wo ist mein Hut?“ Man suchte, aber fand ihn nicht. Piets Angesicht rötete sich bedenklich.

„Vielleicht unten im Wagen?“ fragte Gina. Herr von Dongern stürzte ans Fenster, riß es auf und brüllte hinunter: „Chocolat!“

„Sir?“ Klang es aus der Tiefe empor.

„Mein Hut!“

„Hier, Sir!“ Der treue Diener schwenkte ihn in der Hand.

„Na also!“ sagte Gina.

„Wie Sie das erraten haben, erstaunlich!“ bewunderte Piet. Er verneigte sich tief und ging, ohne mehr der vier Treppen und seiner Leber zu gedenken.

Gina fiel ihrem Manne um den Hals. „Welch ein Glück!“

Martin hatte noch nicht den Durchbruch zur vollen Begeisterung gefunden.

„Ja, aber . . .“

„Nun möchte ich wirklich wissen, was daran auszu sehen ist. Hättest du dir je so was träumen lassen? Ein Nabob aus Südafrika. Gewiß hat er lauter Diamantfelder und Goldminen.“

„Wenn der Scheid nur gut ist!“

„Selbst dann wäre das Unglück nicht so groß,“ beruhigte Mohr. „Wird er nicht eingelöst, so braucht Ihr dem Alten ja bloß eure Türe zu verschließen. Fahrt unbesorgt auf dem Pfade eures so glücklich begonnenen Unternehmens fort. Mich hat die heutige Szene in der Überzeugung bestärkt, daß ihr wie so viele Unmündige . . .“

„Sag gleich Unzurechnungsfähige!“

„Daß ihr zu jenen besonderen Lieblingen Gottes gehört, denen aus allen ihren Dummheiten schließlich Gutes erwächst. Ich gedenke mich also euretwegen nicht weiter aufzuregen und bitte mir nur aus, daß ich auch ins Seehaus geladen werde, um zu sehen, wie ihr euch als Wirtsleute macht. Die Sache verspricht so interessant zu werden wie alles, was ihr anpakt. Es ist nicht möglich, von Hollweds nicht gefesselt zu sein!“

Ein anderes ist es, den Moossee, der sich am Fuße der hohen Platte und unweit der Landesgrenze zwischen dunklen Fichten auf der einen, Schilf, Weiden und Wiesenhügeln auf der anderen Seite hinzieht, bei strahlendem Sonnenschein, ein anderes, ihn an einem kalten Regennachmittage zu sehen. Gina war geradezu erschrocken, als der Postkraftwagen sie und Martin nebst einigem bescheidenem Gepäc auf freier Landstraße abgesetzt hatte und die triefenden Bäume auf der sumpfigen Wiese, die sich der bleigrauen Wasserfläche entgegenstreckte, so drohend aus dem Nebel traten. Es gurgelte und federte unter ihren Schritten, als sie den schmalen Fußpfad einschlugen, der zum Hause hinunterführte, und dieses selbst schien sich in der Kälte und Nässe ganz bescheiden und budlig unter die grauen mächtigen Weiden zu ducken. Kein lebendes Wesen, keine menschliche Behausung weit und breit; selbst der Zwiebelturm von Bichelberg, der sonst vom anderen Ende des Sees über den Hügel grühte, war vom Grau des trostlosen Nachmittags verschlungen.

„Natürlich wäre es gescheiter gewesen, heute noch in Bichelberg über Nacht zu bleiben,“ brummte Martin, als er in seinen Taschen nach dem Schlüssel des Anwesens suchte. Gina machte sich ganz klein in ihrem weiten Wettermantel. Er hatte ja so recht. Wie schön wäre es jetzt gewesen, in eine warme Wirtsstube einzutreten und Kaffee zu bestellen. Aber sie war es gewesen, die in ihrer Ungeduld gedrängt hatte, gleich das neue Heim zu beziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau aus der Schreckens- kammer.

Ein Erlebnis von E. v. Ungern-Sternberg.

Draußen in der Vorstadt bestanden noch immer in unregelmäßigen Abständen einige Schiffe, aber im Zentrum war es ruhig und das Volk auf der Straße zog in langer Reihe auf dem Bürgersteig dahin, blieb gelegentlich stehen, um irgend einem der vielen Redner zu lauschen, der mit ehrlicher Begeisterung Platteisen verkündete und rote Schleifen unter die Menge verteilte. Die Frauen sprachen laut und aufgeregt, und die Männer in grauer Soldatenuniform waren trunken von Wodka und von Freiheit. Die Revolution hatte endgültig gesiegt, die Gendarmen hatten die Achselstücke von ihren blauen Uniformen entfernt und versuchten mit der Miliz zu fraternisieren. Die Gefängnisse waren gestürmt worden und gemeinsam mit den politischen Märtyrern hatten auch die Mörder und Diebe ihren ungastlichen Aufenthalt verlassen, hatten sich über die Stadt verstreut und genossen die junge Freiheit. Auf dem großen Platz vor dem Kaufhaus von Worow spielten einige verlottete Soldaten die Ziehharmonika. Die Fenster einiger Geschäfte waren zertrümmert und ausgeplündert, aber nebenan in den Kinos war großer Betrieb. Auch Spielbanken waren überall errichtet, und die bisher im Raum gehaltene Unterwelt füllte die hell erleuchteten Säle. Im Karussell schmetterte eine verstimmte Orgel ihre freischwebenden Töne in die Nacht hinaus. Auf den Schaufeln saßen halbwüchsige Mädchen und ließen sich unter Lachen und Johlen von den Männern hoch in die Luft schleudern. Auf leisen Füßchen, mit dem ausdruckslosen Lächeln auf dem breiten Gesicht, schoben sich Chinesen durch die Menge und hauchten sich vor der Schaubude mit dem Wachsfigurenkabinett an. Am bekanntesten war die Schreckenskammer, in der im etwas düsteren, roten Schein einer elektrischen Lampe die bekanntesten Mörder und Mörderinnen Russlands ein Rendezvous gaben.

Dort standen sie alle in bunter Reihe, aufgeputzt und geschminkt, entweder mit einem blöden, herausfordernden Lächeln auf den Lippen, oder mit drohend zusammengezogenen Augenbrauen, wie es sich für einen Verbrecher im Wachsfigurenkabinett geziemt. Da war Orlov, der Räuberhauptmann vom Baikalsee, der sich rühmte, eigenhändig 120 Menschen erschlagen zu haben, da konnte man Iwan den Verrätigen bewundern, der beim Überfall auf eine Bauernfamilie in Blutrausch geraten war und sogar den Eingeborgten im Käfig den Kopf abgeschnitten, ferner Manja, die Hege, und viele andere mehr. Starr und gleichgültig blickten sie mit ihren gläsernen Augen auf das Publikum herab, das sie neugierig betrachtete. Plötzlich in schreiender Aufmachung veränderten die Verbrecher eines jeden. — Natürlich durfte in der Schreckenskammer die Wachsfigur der Giftmörderin Natalja nicht fehlen. Vor wenigen Jahren hatten alle Zeitungen über ihren Prozeß berichtet, das außerlesene, sensationslüsternste Publikum hatte sich in den Gerichtssaal gedrängt, und nachdem das Urteil schon gesprochen war, wurde die Gefängnisverwaltung noch mit glühenden Liebeserklärungen von unbekannten Verehrern an die schöne Frau überschüttet. Natalja hatte ihren Mann vergiftet und den Schwiegervater zu vergiften versucht, um die Lebensversicherungsprämie zu erlangen und um dem Freund ein Vermögen zu geben. Keueles, mit dem Ausdruck einer Sphinx im Gesicht, hatte sie auf der Anklagebank gesessen und hatte mit einem Achselzucken das Urteil auf lebenslangliches Zuchthaus hingenommen.

Ja, dort auf dem Podest stand Natalja, es war dasselbe bronzefarbene schillernde Haar, dieselben großen, abgrundtiefen Augen, derselbe geheimnisvolle Zug um den Mund, aber die Figur war tot, es fehlte das faszinierende Leuchten in den Pupillen, es fehlten die weichen, zärtlichen, schlängelartigen Bewegungen und der schmeichelnde Alt der Stimme und da plötzlich sagte dieselbe Stimme, die ich einst so gut gekannt hatte, hinter meinem Rücken:

„Die Figur ist schlecht getroffen, Natalja sah in Wirklichkeit viel besser aus.“ Es lag kein Pathos in den Worten, nur ein leichtes Bedauern über das Mißlingen eines Kunstwerkes. Dennoch wandte ich mich erschauernd um, es war, als ob mich jemand aus dem Jenseits gerufen hätte und ich blickte in die halb lachenden, halb spöttischen Augen von Natalja. Sie erkannte mich wieder und bot mir unbefangene die Hand. „Die Zeiten ändern sich, nicht wahr?“ meinte sie, „man hatte mir gesagt, daß ich hier einen Ehrenplatz erhalten habe und ich wollte mich selbst bestaunen und über meine Schlichtheit erschrecken, aber das Bild taugt nichts, und so empfinde ich nichts außer Mißfallen und will wieder gehen. Begleiten Sie mich!“

Die Begegnung in der Schreckenskammer glich einer Begrüßung im Salon, ein warmer Händedruck, banale Worte über die Freude des Wiedersehens, ein wenig Verlegenheit meinerseits, da ich keine Fragen zu stellen wagte, aber Natalja bewegte sich mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, so daß auch meine Befangenheit wich und ich es gerne buldete, daß sie ihren Arm unter meinen schob und mich durch die neugierige Menge

zum Ausgang führte. Noch immer drängte sich das Volk vor der Schaubude, ein Volksredner brachte ein Hoch auf die Revolution aus, ein Leierkasten spielte die Internationale. Man achtete nicht auf uns, und niemand schien Natalja wieder zu erkennen. Sie stützte sich leicht, fast zärtlich, auf meinen Arm und bat mich, sie in die gegenüberliegende chinesische Restauration zu führen.

Dort war es verhältnismäßig still und warm. Wir setzten uns an einen einsamen Tisch in der Ecke, bestellten ein Nachtisch und eine Flasche Wein und begannen langsam zu plaudern. „Wenn Sie wüßten, was hinter mir liegt“, sagte Natalja mit leichtem Neigen des Kopfes, „mehr als drei Jahre Ruhe, tiefe Ruhe, in der steinernen Zelle, man braucht an nichts zu denken, denn alles ist geregelt, man braucht sich nicht zu putzen, denn man will niemand gefallen, man vergiftet zu wünschen, weil es ja doch keinen Zweck hat, man kann lesen und eine Traumwelt schaffen, die viel schöner als alles da draußen ist und in den Pausen sieht man andere Frauen, die entweder unglücklich sind und ihr Schicksal verfluchen, oder die sich mit Eifersüchteleien plagen und häßliche Pläne schmieden.“

„Konnten Sie denn das alles ertragen?“ unterbrach ich sie. „Warum nicht? Ich denke, ich habe mich kaum verändert.“ „Sie sind wie immer schön, und ich beglückwünsche Sie von Herzen, daß Sie nun wieder die Freiheit genießen können“, sagte ich. „Und doch tat es mir fast leid, als sich heute die Gefängnistore öffneten und ich unbehindert die Straße betreten konnte. Gleich melbeten sich tausend Sorgen und Plädereien, die Morden hatten sich geändert, die Frisuren werden anders getragen, und ich hatte keine Wärter und Wärterinnen mehr, die mir alle Mühen des Alltags abnahmen. Ich fühlte mich unsicher, da mir kein Beamter auf Schritt und Tritt folgte, um hinter mir mit seinem klirrenden Schlüsselbunde die Türen zu verammeln. Niemand schaute neugierig durch den Spion in mein Zimmer, ich war sehr einsam.“

„Und jetzt?“ fragte ich. „Jetzt komme ich mir vor allem bumm und verlassen vor. In meinem Herzen ist etwas tot, etwas Großes, etwas Brennendes, tyrannisches, das kein anderes Empfinden neben sich duldet. Sie kennen meinen Fall?“ fragte sie. Ich nickte zustimmend. „Ja, und nun ist alles das nicht mehr da. Ich empfinde keine Reue im gewöhnlichen Sinne, vielleicht würde ich wieder ein Verbrechen begehen, wenn dieselbe Leidenschaft sie wiederlehren würde, ja ich sehne mich nach einer allesverschlingenden Liebe, aber mein Herz ist tot. Es war ein Irrtum, eine Chimäre. Was würden Sie tun, wenn eine Frau Ihnen alles, ihr Gewissen, ihre Seligkeit opfern würde, wenn sie morden würde, um Ihnen ihre Liebe zu beweisen?“ fragte Natalja plötzlich mit einem fast ängstlichen Ausdruck in den Augen.

Ich zögerte mit der Antwort, aber sie nahm mir das Wort aus dem Munde. „Wenn Sie ein Romantiker gewesen wären, so hätten Sie in ein Kloster gehen und für mich beten müssen, wenn Sie mich liebten, hätten Sie mich vor den Gefängnistüren erwartet und hätten mich in ihre Arme genommen, aber Kyrell hat sich nicht um mich gekümmert, er hat ein reiches Mädchen geheiratet und lebt in Paris, und deshalb komme ich mir so bumm vor, genau so primitiv, wie alle die anderen Frauen im Gefängnis, die drei Jahre meine Gefährtinnen waren, die alle geliebt hatten und verlassen worden waren. Kommen Sie, trinken wir noch ein Glas Wein und dann bringen Sie mich nach Hause. Wenn Sie mich morgen sehen wollen, besuchen Sie nicht die tote Natalja in der Schaubude, sondern trinken Sie auf meinem Zimmer eine Tasse Tee. Versprechen Sie es mir.“

Ich begleitete Natalja durch den Trübel der Straße bis zum Hotel und beschloß, dem Besitzer der Schreckenskammer die Wachsfigur abzukaufen und sie zu vernichten. Ich wollte nur noch die lebende Natalja wiedersehen. —

Adlertragödie.

Von Max Hahel.

Im Horst, dort, hoch an der Steilwand, Menschen schwer erreichbar, lag das Adlerjunge, flaumig, knochenhaft, ein Großküken.

Um diese Morgenstunde lag es allein, das Adlerjunge, Vater und Mutter waren tief in den Raum gesunken, nach Beute, nach guter Nahrung.

Da tauchte der Adlerjäger vor dem Horst. Er hatte ihn erklommen. Er schlang sich auf die Felsplatte, nun stand er da, ein Herr, in der Herrlichkeit des Menschen.

Er tat den Saal vom Rücken, tat ihn auf, griff das Adlerjunge, tat es hinein, schnürte den Saal sich wieder auf den Rücken und begann den Abstieg.

Ja, das war ein Fang! Ein Adlerjunges! Ein Adlerjunges! Der Jäger hatte die gute Stunde getroffen. Die Alten waren fern.

Im Dorf unten tat er den Saal wieder auf, der Adlerjäger. Da staunten die Bauern den Jäger an, da staunten sie den Vogel an, das Großküken!

Und der Bauer Max kaufte den jungen Adler!

„Zum Spaß lauf ich mir ihn! Zum Spaß!“ sagte er, der Bauer Naz.

Auf den Hof des Bauers Naz kam das Adlerjunge.

Und der Bauer Naz schnitt ihm geschickt die Flügel ab. „Zum Spaß!“ wie er sagte.

Und das Adlerjunge wuchs auf unter Hühnern und Enten und Gänsen.

Und man sah es herumhüpfen auf dem Hof des Bauers Naz, das Adlerjunge. Und es lernte schreien, wie die Adler schreien. Und es wollte sich wohl auch erheben, aber konnte nicht. Wahrhaftig, es flog so wie die Hühner, wie die Enten und Gänse auf dem Hof des Bauers Naz herum. Nicht besser und nicht schlechter. Es hatte keine Flügel, das Adlerjunge.

Und es ward groß, wie die Adler groß werden — und eine Sehnsucht nach dem Raum war in ihm, wie es die Sehnsucht der Adler ist. Aber dieser Adler konnte nicht hinaus — der Mensch hatte ihm die Schwingen genommen.

Er fühlte, dieser Adler: irgendwo sei seine Heimat, unter anderen Geschöpfen zu leben, seine Bestimmung. Aber wo lebten diese Geschöpfe? Wo?

Er hatte kein Gedächtnis an den Horst dort oben, hoch an der Steilwand — er war zu jung gewesen, damals, als der Adlerjäger ihn geraubt hatte.

Aber alle diese Hühner, diese Enten und Gänse — waren sie nicht seine Mitgeschöpfe? Warum sonderte er sich von ihnen? Was hatte er vor ihnen voraus? Er lebte wie sie am Hühnerhof, der Bauer ernährte sie alle, er konnte nicht fliegen wie sie. Und doch: er sah oft in den Raum hinaus, stundenlang — er mußte es. Und ward traurig, traurig.

Da war etwas in ihm, was ihn leiden machte — und dieses Etwas — er glaubte es sicher zu wissen —: dieses Etwas lebte nicht in dem Flügelwolf, das ihn umgab.

Und nun kamen sie mit weißer Rede und sagten ihm: „Laß ab von deiner Sehnsucht und lebe zufrieden mit uns! Paß dich uns an!“

Ja, die Hühner, die Enten und Gänse sagten zu ihm, zum flügellosen Adler: „Paß dich uns an!“

Und er blieb stumm und senkte sein Haupt.

Ja, und einmal kamen die Sperlinge sogar und zwitscherten ihm zu: „Sei vernünftig! Freue dich des Lebens! Sieh, wie wir es tun — und bist kleiner als du!“

Und er blieb stumm und senkte sein Haupt.

Und der Bauer Naz ging über den Hof und freute sich an dem prächtigen Adler, den er gefaßt hatte, und der nun sein Gefangener war und es bleiben mußte. Und am liebsten hätte er das stolze, unnahbare Tier seinen „braven Hans!“ genannt.

Jahre waren vergangen, viele Jahre. Ein Gefanger, hatte der Adler sie hingebracht, sich verzehrend in unerfüllter und unerfüllbarer Sehnsucht. Und wirklich: er lachte schon manchmal mit den Hühnern und Enten und Gänsen — er lachte mit ihnen und über sie — wie die Adler eben lachen.

Aber er wollte weinen lieber, weinen.

Eines Morgens tauchte es durch die Luft her — ein mächtiger Adler stand auf dem Hofe des Bauers Naz — er stand vor seinem flügellosen Bruder.

Die Hühner, die Enten und Gänse waren davongestoben in Schreck und Entsetzen.

„Du — hier?“ rief der Adler im Schmerz der Kreatur, die das Unfassbare fassen muß.

„Ja — ich hier!“ antwortete der gefangene, flügellose Adler.

„Du gehörst zu uns!“

„Du auch?“

„Ja!“

„Aber ich habe keine Flügel!“

„Sie haben sie dir genommen.“

„Mir genommen?“

„Ja!“

„O Schmach!“ stöhnte der gefangene, flügellose Adler, „O Schmach!“

„Du bist ein Adler! Ich trage dich fort!“

„Du spät!“

Der Bauer Naz kam über den Hof. „Oho“, rief er, als er des seltenen Gastes ansichtig wurde, „ein Adler! Noch ein Adler!“

Und er wollte nach der Flinte laufen, den Adler tot zu schießen. Aber dieser stürzte sich auf ihn, schlug ihn mit starker Schwinge nieder, und ein Schnabelstoß traf tödlich den Bauer ins Herz.

„Dies meine Rache“, schrie der Adler frohlockend, „und nun komm, Bruder — du lebst fortan unter Adlern!“

„Du spät“, sagte der flügellose Adler.

Da erhob sich der freie Adler in den Raum. „Ich komme dir wieder!“ versprach er, im Entschwinden. „Ich komme dir wieder! Du gehörst zu uns!“

Aber als der flügellose Adler nun wieder allein auf dem Hofe stand und die Hühner aus ihren Verstecken hervorkamen, die Enten und Gänse, da sagte er ihnen: „Heute ist ein glücklicher Tag für mich! Ich habe das Wissen gewonnen! Ich bin ein Adler — aber sie haben mir die Flügel geraubt! Dort oben, fern,

irgendwo, ist meine Heimat! Dorthin gehöre ich! Zu meinen Brüdern, den Adlern! Ich tauche nicht zu euch! Doch da ich nicht sein kann, der ich bin — will ich nicht leben!“

Mit mächtigem Schnabelhieb schlug er sich ins eigene Herz. So starb er, wie er sterben mußte, der Adler, den sie unter die Hühner getan, unter die Enten und Gänse.

Neue Bücher

* **Valder Olden: Ziel in den Wolken, Roman.** (Universitas, Deutsche Verlags-AG, Berlin W. 50.) Die Menschen Europas sollen wieder glücklich werden — das ist der Grundsatz, dem Reisenberg, ein genialer Phantast, seine maßlose Energie und Arbeitswut weihet. Das Mittel dazu erblickt er in einem schon im Mittelalter gehegten Traum, dem Bau eines Rhein-Donau-Kanals, der das Arbeitslosenproblem mit einem Schlage beseitigen und der ganzen europäischen Wirtschaft neue Kraftquellen erschließen soll. Die gigantischen Schwierigkeiten, die diesem Projekt entgegenstehen, zerbrehen vor dem unbeirrbar Willen dieses Mannes. Die Menschen beginnen ihm zu glauben, ein amerikanischer Milliardär stellt ihm seine unerschöpflichen Geldmittel zur Verfügung. Reisenbergs Triumph und mit ihm die Handlung des Romans gipfeln in dem Flug eines von ihm gemieteten Zeppelins, zu dem er außer den sachlichen Interessenten auch Männer und Frauen einlädt, die in seinem persönlichen Leben eine Rolle gespielt haben. Die Fahrt soll den Gästen den Lauf des geplanten Kanals quer durch Europa zeigen und endgültig die Idee durchsetzen. Aber sie führt zur Katastrophe: der schon lange in Reisenberg schlummernde Größenwahn bricht in furchtbaren Tobsuchtsanfällen aus, als ihn die drahtlose Nachricht vom Tode seines amerikanischen Gönners erreicht. Alles verschwört sich jetzt gegen ihn. Seine schuldbelastete Vergangenheit steht gegen ihn auf und findet in einer der Frauen ihr rächendes Werkzeug: eifersüchtig und enttäuscht steckt sie das Schiff in Brand. Es geht in Flammen auf, ein graufiges Fanal, das die Verwirrung unserer Zeit grell beleuchtet.

* **„Rhein-Mainische Forschungen“**, herausgegeben von der Rhein-Mainischen Forschung des Geographischen Instituts der Universität Frankfurt, Heft 6: „Die Stadt Hanau a. M., geographisch betrachtet“. Von Dr. phil. Gustav W. Wolf. Mit neun Karten und Abbildungen. 1932. Innerhalb der geographischen Wissenschaft gewinnt die Stadtgeographie immer mehr an Umfang. Schon um deswillen, um bei den stetigen Veränderungen des Stadtebildes, wie sie die fortschreitende Technik mit sich bringt, für spätere stadtkundliche Studien Material zu schaffen. Dem Werdegang einer Stadt wird jedoch seine Bahn nicht lediglich von den geographischen Faktoren vorgeschrieben. Auch die Geschichte greift hemmend oder fördernd in diese geographischen Bedingtheiten ein. Nirgends in der geographischen Wissenschaft tritt die Wechselbeziehung zwischen Landesnatur und Geist des Menschen oder wie man das auch anders ausdrücken kann, zwischen Geographie und Geschichte plastischer in die Erscheinung als in der Geographie der menschlichen Ansiedlungen. So zerfällt naturgemäß der Inhalt dieser fleißigen Studie in vier Teile, von denen der physiographisch-wirtschaftsgeographische und geschichtliche Teil das meiste wissenschaftliche Interesse, die Abschnitte: Das heutige Siedlungsgebiet und die Bevölkerung von Hanau aber praktisches Interesse beanspruchen dürfen. Dr. W.

* **Neufassung der Verordnung über Kraftfahrzeugverkehr** (Kraftfahrzeugordnung) nebst Kraftfahrzeuggesetz, Prüfungsanweisungen, Gebührenordnungen, Überlandverkehr, internationalem Kraftfahrzeugverkehr, Steuertarif und den anderen wichtigen Bestimmungen in letzter Fassung. Zusammengefasst von Dr. Rudolf Hen, Oberregierungsrat beim Polizeipräsidium Berlin. (Richard Carl Schmidt u. Co., Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 62.) In geschäftlicher Zusammenstellung ist hier alles, was der Kraftfahrer von Gesetzen, Verordnungen, Bekanntmachungen usw. bis auf den heutigen Tag wissen muß, niedergelegt. Sehr zu begrüßen ist das alphabetische Stichwortverzeichnis, so daß die Benutzung des Büchleins sehr erleichtert wird.

* **Der kaufmännische Briefwechsel**. Neubearbeitet von Dipl.-Kaufmann G. Friedel. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Nach dem Abschnitt „Die Lehre vom kaufmännischen Briefwechsel“ wird in etwa 250 Beispielen ein vollständiger Lehrgang für das gesamte Gebiet des Handelsgewerbes in leicht verständlicher Weise dargestellt.